

HENNI  
DECKER

# NÍAMH

Die Liebe der Kriegerin

ROMAN

LESEPROBE

FOREVER



### **Die Autorin**

Henni Decker, geboren 1963 in Kassel, studierte an der Universität Bonn Volkskunde und Ethnologie. Nach verschiedenen Ausbildungen im Bereich Psychotherapie und Schamanismus arbeitet sie heute als psychologische Beraterin. Die Kelten faszinieren sie seit Jahren – intensive Studien haben sie angeregt, die

Geschichte der Kriegerin Niamh zu erzählen. Sie lebt mit ihrer Familie in Belgien nahe Aachen.

[www.henni-decker.de](http://www.henni-decker.de)

### **Das Buch**

55 vor Christus. Julius Cäsar ist an den Rhein gekommen, um die Kelten zu unterwerfen. Das Leben aller ist von Kampf geprägt, auch das der jungen Niamh. Sie ist einst auf dem Sklavenmarkt freigekauft worden, mit ihrem dunklen Haar und den feurigen Augen fällt sie überall auf. Die geschickte Kriegerin wird von ihrer Stammesführerin mit einer heiklen Mission betraut. Sie soll den Druiden der Eburonen töten, die das Alte Volk bedrohen. Als Niamh dem Druiden Kia Ye Lanur gegenübersteht, erkennt er in ihr seine langersehnte Seelengefährtin. Gegen ihren Willen erwidert sie seine Gefühle. Ihre Liebe weckt in Kia allerdings auch die dunkle Seite zum Leben, und erschreckt verspricht er der Geliebten, sie wiederzufinden, sobald er sich sicher im Griff habe. Niamh wird unterdessen beauftragt, Cäsar in eine Falle zu locken. Mit einem ungeheuren Schatz macht sie sich auf den Weg.

Henni Decker

# Niamh

## Die Liebe der Kriegerin

Roman

 FOREVER 

Forever by Ullstein  
forever.ullstein.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Forever.  
Forever ist ein Digitalverlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
August 2014  
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014  
Umschlaggestaltung:  
ZERO Werbeagentur, München  
Titelabbildung: © Finepic®  
Autorenfoto: © Jana Decker

ISBN 978-3-95818-008-6

Alle Rechte vorbehalten.  
Unbefugte Nutzung wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.



# Prolog



Gegenüber dem Weidenbaum, unter dem Niamh saß, reckte eine stattliche Eiche ihre knorrigen Arme gen Himmel. Hier begann der Bereich, der dem keltischen Gott Cernunnos, dem Herrn der Wälder, geweiht war.

Der Baum, einer der ältesten der Stadt, beschattete den hölzernen Tempel des gehörnten Gottes. Mehrfach waren dicke Äste des Riesen abgebrochen, doch immer hatte er die Blessuren überlebt.

Still und heimlich war Kia Ye Lanur an der Rückseite des uralten Wesens hinaufgeklettert. Eine etwa in Kopfhöhe gelegene Verzweigung diente ihm nun als Beobachtungsposten. Im dichten Blattwerk verborgen, lehnte er die Wange an die raue Rinde und schaute zu Niamh hinüber.

Wie unglaublich schön sie war.

Eine ganze Weile betrachtete er sie staunend. Seine Augen zeichneten die zarten Linien ihres Gesichtes nach und die Wellen, in denen das braune Haar ihr über die Schultern glitt, wenn sie den Kopf wandte. Die weichen Kurven ihres Körpers täuschten nicht über die Kraft hinweg, die sie ausstrahlte. Alles an ihr erschien ihm kraftvoll, die Arme, der Hals, die Beine sowie jede ihrer feinen Bewegungen.

Was sie wohl machte, wenn sie nicht gerade in Bonna unter einer Weide saß? Ob sie eine Bäuerin war, gekräftigt von der Arbeit mit Pflugschar und Sense? Aber warum saß sie dann hier und war nicht auf dem Marktplatz wie alle anderen? War sie überhaupt eine Bauersfrau? Wohl kaum,

denn dann hätten sie und ihre Freundin die Stadt zuvor nicht tagelang beobachtet. Die beiden hatten sich getrennt – den Rotschopf hatte er vorhin auf dem Marktplatz leuchten sehen. Nein, dachte er, sie hatte etwas zu verbergen. Kia Ye Lanur lächelte, er liebte Geheimnisse.

Er würde sie fragen, später.

Sein Lächeln breitete sich aus, bis sein Herz vor lauter Freude schmerzte, und seine Augen brannten, dass sie tränkten.

# I.

Der lichte, hohe Buchenwald war erfüllt von Kinderjauchzen.

Träge fluteten die Strahlen der Frühlingssonne zwischen den Stämmen der Bäume hindurch und zogen klare Linien aus Licht und Schatten.

Durch das frische Grün des Unterholzes tobte eine ausgelassene Horde aus Menschenkindern und Ferkeln – allesamt flitzten sie umher und schlugen Haken, um einander auszuweichen. Hin und wieder griff eine der Muttersauen ein und sorgte für Ordnung. Dann stob die Rotte kreischend auseinander, denn vor den kraftvollen Zähnen der Säue hatten alle Respekt.

Unbemerkt verfolgte ein dunkles Augenpaar das Treiben – oben am Hang lehnte die reglose Gestalt, den geschmeidigen Körper an die Schattenseite eines Baumstammes gelehnt.

Bereits am frühen Morgen waren die Schweine der Dorfjugend anvertraut worden, doch anstatt sie zu hüten, sodass sie sich vollfressen und Speck ansetzen konnten, spielten die Mädchen und Jungen wilde Hatz mit den Jungtieren.

Es war ein Vergnügen, die Tiere hinaus in die Wälder zu begleiten, damit sie sich in der feuchten, würzigen Erde ihr Futter suchen konnten. Die Säue und Eber liebten es, ihre knorpeligen Rüssel durch den Boden zu schieben, zu schnaufen, sodass die leeren Bucheckerhäuschen davonflogen, zu wühlen und zu schnüffeln, bis die Spur einer duftenden Käferlarve aufgenommen war, dann weiter zu graben, um schließlich den weißen, glänzenden Leckerbissen zu ertasten und ihn zwischen den Zähnen zu zerkna-



cken, auf dass sein köstliches Aroma das ganze Maul erfülle.

Als die jungen Jäger des Herumrennens müde waren, stand ihnen der Sinn nach abenteuerlichen Spielen.

Spannung knisterte plötzlich in der Luft.

»Lass uns auf den Säuen reiten, Lenni!«, forderte Maris seinen Freund heraus.

»Fang mir eine, dann spring ich auf!«, erwiderte Lenni lachend.

Schon rannte Maris los, mitten zwischen die aufgeschreckten Schweine, die nach allen Seiten auswichen.

»So klappt das nie«, spottete Lenni und zog sich auf den untersten Ast eines der ausladenden Bäume. Bäuchlings robbte er darauf entlang und verharrte über einem besonders großen Tier mit aufgestelltem Nackenhaar.

»Oh nein ... der alte Eber«, flüsterte Anna. Bedeutungsvoll blickte sie ihre Freundin an.

»Das lässt dein kleiner Bruder besser bleiben!«, stimmte Fieta zu. Gebannt hielten die Mädchen den Atem an.

Die junge Kriegerin blieb weiter verborgen. Sorgfältig zog sie den Umhang über ihr Schwert, um es vor den verräterischen Strahlen der Sonne zu verstecken; ein Aufblitzen der polierten Klinge, und sie wäre entdeckt worden.

Doch die Kinder hatten nur Augen für Lennis tollkühnen Streich. Sie wussten, dass mit ausgewachsenen männlichen Schweinen nicht gut Kirschen essen war. Die temperamentvollen Keiler verstanden wenig Spaß, wenn es um Fragen der Ehre, der Herrschaft und des Kampfes ging – und genau darum handelte es sich jetzt, zumindest im Kopf des starken Ebers, auf dessen Rücken sich Lenni in diesem Augenblick hinabgleiten ließ.

Sein Ritt dauerte so lange wie der Flügelschlag eines Zaunkönigs. Obwohl er sich mit beiden Händen im rauen

Fell des kraftstrotzenden Tieres festhielt und sich mit den Beinen an dessen Seiten festklammerte, wurde er mit einer einzigen scharfen Kehrtwendung abgeworfen. Die winzigen Augen des Wutschnaubenden fixierten ihn. Lenni kauerte am Boden. Mit Entsetzen sah er den riesigen Schatten des Ebers auf sich zukommen und versuchte aufzuspringen – zu spät, denn schon war der wuchtige Kopf mit dem dolchartigen Eckzahn neben ihm. Mit einem Schwung des gefährlichen Hauers versetzte der Keiler Lenni einen Schnitt quer über die Wange. Lenni schrie auf und schnellte davon. Sein Kontrahent setzte ihm mit markerschütterndem Grunzen nach.

Doch Lenni war flink wie ein Eichkätzchen. Mit einem Satz war er zurück am Baum und mit einem zweiten wieder oben – in Sicherheit.

Die anderen Kinder hatten wohlweislich Abstand von dem Zweikampf genommen. Sie wussten, was jetzt kommen würde. Wutentbrannt rannte der Keiler umher, um seinen Unmut an seinem quiekenden Nachwuchs auszulassen. Hier und da zwickte er in eines der davoneilenden Ferkelbeine. Erst nachdem er seiner Vormachtstellung aufs Neue Geltung verschafft hatte, ließ er sich schnaufend unter einen Eibenbusch fallen. Allmählich beruhigten sich alle wieder.

Niamh lächelte. Sie würde alles dafür geben, den Kindern eine unbeschwerte Kindheit zu ermöglichen. Welch eine Schande, mich vor ihnen verstecken zu müssen!, dachte sie, doch niemand konnte ihr verbieten, den Abenteuern der Mädchen und Jungen wenigstens mit den Augen zu folgen. Trotzig schob sie das Kinn vor.

Als Lenni sich endlich vom Baum heruntertraute, blutete seine Wunde noch immer. Anna begutachtete seine Wange.

Aus einem Lederbeutel, den sie wie gewöhnlich an ihrem

Gürtel trug, zog sie einen Alaunstein. Sie reichte ihn Lenni und wies ihn an, den Salzklumpen auf die Verletzung zu pressen, um die Blutung zu stillen.

Der Riss würde genäht werden müssen, doch das überließ sie lieber den heilkundigen Frauen. Sie drückte Lenni einen satten Kuss auf die Stirn und ließ ihn laufen.

Von ihrem Versteck aus beobachtete Niamh, wie die älteren Kinder zum Himmel schauten, um den Sonnenstand zu prüfen. Längst war das Wildgemüse gesammelt, wie ihnen aufgetragen worden war, und es wurde Zeit aufzubrechen.

Auch Niamh streckte sich. Ihr Körper strotzte vor Tatendrang. Erst vor zwei Jahren hatte sie ihren zwanzigsten Sommer gesehen – so lange in Stille zu verharren wie an diesem Nachmittag war sie nicht gewohnt.

Inzwischen knurrten die Mägen der Mädchen und Jungen. Mit Vorfreude sahen sie dem Bärlauchomelett entgegen, das ihnen die Mütter zum Abendessen zubereiten würden. Ein wunderbarer, erfüllter Tag ging zu Ende, und die Nacht schickte bereits erste Schatten voraus.

Aus einem dieser Schatten löste sich nun Niamh, doch noch immer verschmolz ihre waldfarbene Kleidung mit den unzähligen Nuancen der Rinden, Moose und Blätter.

Der kühle Abendwind strich durch ihr langes, dunkles Haar, und so zog sie sich den wollenen Überwurf fester um die Schultern. Unter dem Umhang trug sie eine Gürtelkette, in die ihr Schwert eingehängt war. Ihre Lanze benutzte sie als Wanderstock.

Mit leuchtenden Augen blickte sie auf; sie freute sich auf das Zusammensein mit den Mädchen und Jungen, für die sie jederzeit ihr Leben gegeben hätte.

Lautlos bewegte sie sich durch den Wald, fast unsichtbar für ein ahnungsloses Auge. Dann machte sie jedoch mit Absicht Geräusche, damit die Kinder auf sie aufmerksam

wurden. Als diese die schlanke, kraftvolle Kriegerin am Hang bemerkten, verharrten sie. Ihre Eltern hatten ihnen eingeprägt, Fremden mit Vorsicht zu begegnen.

Doch Niamh war keine Unbekannte, vor der man sich vorsehen musste. Im Gegenteil – sie liebte die zarten Gesichter der Kinder, ihr Spiel, ihr silberhelles Lachen. Wenn sie mit ihnen zusammen war, wusste sie, warum sie lebte, dann fühlte sie sich erfüllt und getröstet zugleich, und obwohl ihr der Kontakt verboten war, suchte sie die Nähe der Mädchen und Jungen, wenn sie wie heute zu den Siedlungen kam.

Die Dringlichkeit, mit der die Krieger zusammengerufen wurden, verriet ihr, dass das Alte Volk wieder einmal in Gefahr war.

Die Ablehnung ihrer Stammesangehörigen ärgerte sie. Dass sie ausgerechnet von den Menschen verachtet wurde, für die sie ihr Leben gab! Denn obwohl sie und ihre Mitstreiter für den Schutz des Alten Volkes sorgten und einen Großteil der schweren Landarbeiten wie das Pflügen oder Holzfällen verrichteten, durften sie die Dörfer nur in Ausnahmefällen betreten. Es hieß, ihre Anwesenheit bringe die friedfertige Lebensweise der Gemeinschaft in Gefahr. Wie Wachhunden bediente man sich ihrer – sie waren ebenso nützlich wie gefürchtet. Der Vergleich zeichnete einen bitteren Ausdruck auf Niamhs Gesicht.

Doch ebenso schnell, wie er aufgekommen war, verrauchte ihr Zorn. Sie liebte ihr Leben. Es war allemal besser, als ihr Dasein als Sklavin fristen zu müssen. Denn genau das wäre ihr beschieden gewesen, hätte Audra, die Stammesführerin, sie und die anderen elternlosen Kinder damals nicht aufgenommen.

Eine stolze und vor allem schlagkräftige Gemeinschaft war inzwischen aus ihnen geworden. Nicht zuletzt, weil sie eine Schule der Kampfkünste hatten besuchen dürfen, eine

Gunst, die sonst nur Nachkommen keltischer Stammesfürsten und deren Edelleuten zuteilwurde.

Die Kinder hatten Niamh inzwischen erkannt und stürmten ihr entgegen. Fast immer konnten sie die Kriegerin zu übermütigen Spielen überreden. Außerdem war Niamh die Einzige, die ihnen vom aufregenden Leben außerhalb der Grenzen des Alten Volkes erzählte, von Städten und Reisen, und von den sie umgebenden Stämmen – kurz, von Verbotenem.

Lachend legte Niamh den Arm um Lennis Schulter und herzte Fieta, die sich zutraulich an ihre Seite drückte. Gut gelaunt zog sie die Rasselbande mit sich. Es war spät geworden, und sie wurden erwartet. Mit ein paar Händen voll Körner lockten die Kinder die Schweine, um sie dann mit Trällern und Stöckchen vor sich herzutreiben.

Wieder einmal wich Lenni Niamh nicht von der Seite und bestürmte sie mit Fragen, die sich um das Leben als Krieger drehten. Anstatt zu antworten, klemmte sie ihn sich unter den Arm und zwickte ihn in die Flanken, bis er ebenso quietschte wie die Ferkel.

»He, du Strolch!«, neckte sie ihn. »Du hast ja immer noch nichts auf den Rippen. So wird Anna Chefin bei euch bleiben!« Sie zwinkerte Lennis Schwester zu. Anna grinste zurück, zufrieden, stärker zu sein als ihr Bruder.

»Los!«, rief Niamh, ließ Lenni zu Boden gleiten und klatschte in die Hände. »Lasst uns um die Wette laufen und sehen, wer als Erster im Dorf ist und etwas Essbares ergattert!«

Das brauchte sie nicht zweimal zu sagen – schon stürmte die ganze Horde dem heimatlichen Futtertrog entgegen, die Schweine quiekend und grunzend voraus, die Kinder jauchzend hinterher.

Köstlicher Bratenduft erfüllte Audras Haus. Sie hatte den

Nachmittag auf der Hasenjagd zugebracht. Mit Pfeil und Bogen hatte sie schließlich eines der Tiere erlegt.

Sie liebte das Bogenschießen und hatte es zu einer Kunst werden lassen, ermöglichte es ihr doch, zur Ruhe zu kommen und über die Belange ihres Volkes nachzudenken.

Während sie auf ihr Abendessen wartete, das über dem kleinen Herdfeuer brutzelte, strich sie sich seufzend eine graue Strähne aus dem Gesicht.

Zu ihrem Bedauern hatte sich herumgesprochen, dass sie über eine hervorragend ausgebildete Kriegertruppe verfügte, an deren Kampfkraft sich die eigene Stärke erproben ließ. Doch zum ersten Mal in der Geschichte des Alten Volkes hatte sie einen der Nachbarklans zum Kampf herausgefordert.

Heimlich.

Gaheris, der Häuptling der Mechenen, eines kleinen Unterstammes der mächtigen Eburonen, die zwischen Renos und Mosa siedelten, war überaus erfreut gewesen, als Audra ihm ein Kräftemessen vorgeschlagen hatte. Er konnte nicht ahnen, dass dieser ungewöhnliche Schritt nur der Auftakt zu ihrem eigentlichen Vorhaben war.

Audras Bedingung, zu schweigen über den wahren Anstifter zu diesem netten kleinen Kriegsgeplänkel, hatte Gaheris wortlos hingenommen. Ein Grinsen hatte sich auf seinem Gesicht ausgebreitet. Sich endlich einmal mit den Kriegern und Kriegerinnen des Alten Volkes messen zu können würde ein Fest für die Mechenen werden! Jetzt würde sich zeigen, ob die Geschichten über Audras angeblich unbesiegbare Kampftruppe der Wahrheit entsprachen. Es wäre doch gelacht, wenn die unübertrefflichen Mechenen nicht leichtes Spiel mit diesen rohen Eiern haben würden. Seine Kämpfer würden sich in jedem Fall über die Abwechslung freuen!

Gaheris' Grinsen war noch breiter geworden, als er

Audra seine große, gepflegte Hand gereicht hatte, um sie in den Handel einschlagen zu lassen. Doch ihre Miene war eisig geblieben. Mit starrem Blick und steifen Schultern war sie einfach sitzen geblieben, fast so, als wäre ihr ihr Ansinnen peinlich gewesen. Nach einer Weile hatte er seine Hand zurückgezogen und sich erstaunt gefragt, was um alles in der Welt an einer kriegerischen Auseinandersetzung derart unerfreulich sein konnte.

Er hatte mit den Schultern gezuckt; letztlich waren ihm die Beweggründe der eigensinnigen Stammesführerin egal gewesen. Vielleicht war sie sich einfach zu schade, ihm auch nur die Hand zu reichen. Das würde dem vereinbarten Spaß jedoch keinen Abbruch tun, im Gegenteil. Es wäre ihm eine Genugtuung, diesem arroganten Frauenvolk, das sich offensichtlich für etwas Besseres hielt, eins auszuwischen! Mit blitzenden Augen hatte er sich zurückgelehnt und seinen sorgfältig getrimmten Schnurrbart liebkost.

Nur allzu gut erinnerte sich Audra an sein selbstzufriedenes Schmunzeln. Gedankenverloren stocherte sie in der Glut herum. Sie kniff die Lippen zusammen – so tief war sie gesunken!

In früheren Zeiten wäre das alles nicht passiert. Damals, als die Frauen aufgrund ihrer lebensspendenden Fruchtbarkeit wie Göttinnen verehrt wurden. Ein sanftes Seefahrervolk waren sie gewesen, beschenkt mit dem Wissen über Sternenkunde und Magie, reich an Kindern und Bernstein. Ein Leben in Harmonie mit den allgegenwärtigen Gottheiten hatten sie geführt – überall im Nordmeerkreis fanden sich die Steinsetzungen, Spuren der Weisheit des Alten Volkes und ihrer matriarchalen Lebensweise.

Inzwischen konnte Audra ihrer Göttin kaum mehr in die Augen sehen. Wozu hätte sie auch Fragen stellen sollen, da sie die Antworten ohnehin nicht hören wollte – beispiels-

weise, dass es Unrecht war, Menschen in den Tod zu schicken.

Nein, daran wollte sie gar nicht erst denken.

Später. Sie wusste, dass sie sich den unliebsamen Wahrheiten irgendwann würde stellen müssen, doch bis es soweit war, musste sie ohne göttlichen Rat auskommen.

Es wurde Zeit aufzubrechen.

Audra hatte die Kriegerinnen und Krieger zusammenrufen lassen, um sie von dem bevorstehenden Kampf zu unterrichten.

Erst jetzt bemerkte sie, dass ihre Hände miteinander rangen. Verärgert löste sie sie voneinander, nahm den Speiß vom Feuer und legte den Braten in einer tönernen Schüssel ab. Der Appetit war ihr vergangen.

Statt etwas zu essen, nahm sie den Feuerhaken und bedeckte die Flammen mit Asche. Auf diese Weise würde sie später, wenn sie in ihr Haus zurückkehrte, Reste der Glut vorfinden. Dann nahm sie ihren Umhang vom Haken und warf ihn sich mit gewohntem Schwung über. Zuletzt griff sie nach dem bärenköpfigen Stab, der, an die Lehmwand gelehnt, auf sie wartete, öffnete die hölzerne Tür und verließ ihr behagliches Heim.

Draußen hielt sie einen Moment inne und nahm einen tiefen Atemzug. Die kühle Abendluft wirkte belebend. Audra streckte ihren aufrechten Körper. Aus hartem Holz wie ihr Langbogen, war sie es gewohnt, jedes gewünschte Ziel auch über weite Entfernung zu treffen. Die dazu notwendige Spannkraft entsprang ihrem Willen.

Auch ohne den Zuspruch der Göttin würde sie der kampferprobten Schar die Zuversicht vermitteln, dass sie wieder einmal den Sieg davontragen würden.

Niamh und ihre Mitstreiter hatten sich inzwischen auf dem Hollaberg versammelt. Am Rande des Zeremonialplat-



zes brannte ein Feuer, und die beiden Lamnbraten, die auf heißen Steinen brutzelten, versprachen ein köstliches Abendessen. Derweil schleppten die Frauen des Dorfes einen ansehnlichen Suppenkessel herbei, der den Duft von Frühlingslauch und wilden Möhren verströmte.

Bald darauf stärkten sich alle und stellten Vermutungen über den Anlass der unerwarteten Zusammenkunft an. Der von Audra gewählte Treffpunkt auf dem geweihten Platz legte nahe, dass ein außergewöhnliches Ereignis bevorstand; eines der Jahreszeitenfeste konnte jedoch nicht der Grund sein, denn die Feierlichkeiten zur Tagundnachtgleiche waren erst vor wenigen Tagen abgehalten worden.

Seitdem galt es, die lehmigen Böden zu pflügen. Nach den allmorgendlichen Kampfkunstübungen nutzten die Kriegerinnen und Krieger die Knochenarbeit als Krafttraining.

Gelegenheiten zu kämpfen gab es nach ihrem Verständnis viel zu selten. An diesem Abend machte allerdings ein vielversprechendes Gerücht die Runde; es hieß, die Stammesführerin wolle ihnen die Kampfansage eines streitsüchtigen Nachbarn unterbreiten – Audras Auftritt wurde freudig erwartet.

Doch zunächst entdeckte Niamh nur Talea, die Mutter von Anna und Lenni. Die Arme um ein halbes Dutzend Brotlaibe geschlungen, erklimm Talea den Hügel. Sie hatte gesehen, dass ihre Kinder mit Niamh zusammen vom Schweinehüten zurückgekehrt waren. Beband vor Zorn, baute sie sich vor Niamh auf, wild entschlossen, der Kriegerin die Meinung zu sagen.

»Halte dich gefälligst von Anna und Lenni fern!«, forderte sie. »Du kennst die Regeln.« Wutentbrannt warf sie ihren langen Zopf über den Rücken.

Herausfordernd funkelte Niamh zurück. »Nur zu«,

knurrte sie. »Schluss mit dem Getuschel. Sag laut und deutlich, was du denkst!«

»Ich könnte dir den Kopf abreißen«, platzte Talea heraus. »Ich will nicht, dass du meinen Kindern zum Vorbild wirst! Wir Frauen sind dafür da, um Leben zu schenken – nicht es zu zerstören.« Unbedacht hatte Talea einen heiklen Punkt getroffen. Niamh hatte Mühe, den aufkochenden Vulkan in ihrem Innern niederzuringen; die Luft um sie herum schien nur so zu knistern.

Doch auch Taleas Augen sprühten Blitze. »Weißt du, was Lenni heute beim Zubettgehen gesagt hat? Krieger will er werden!« Auch die übrigen Kriegerinnen und Krieger hatten sich Talea inzwischen mit finsternen Mienen zugewandt, aber die aufgebrachte Mutter ließ sich nicht einschüchtern. »Ja, hört nur alle zu.« Sie spuckte die Worte förmlich aus. »Ich fürchte euch nicht, wie so viele von uns.« Ihr Tonfall wurde verächtlich. »Es war ein Fehler, euch aufzunehmen. Menschenverachtende Raubtiere haben wir aus euch gemacht.« Erneut blieb ihr Blick an Niamh hängen. »Meine Kinder sind dir egal. Herzlos – das bist du!« Ihre Stimme drohte zu kippen; es wurde Zeit zu gehen. Statt weiterer Vorwürfe schleuderte sie der überraschten Niamh die Brotlaibe entgegen und wandte sich schwungvoll ab.

Wie ein wilder Fluss rauschte das Blut durch Niamhs Adern. Ohne die Brote eines Blickes zu würdigen, griff sie nach Taleas Zopf, der ihr in diesem Augenblick ebenfalls um die Nase geflogen kam, und brachte die Widersacherin mit einem Ruck zum Stehen. Der scharfe Schmerz trieb Talea Tränen in die Augen. Entsetzt schrie sie auf, doch Niamh zog sie ungerührt zu sich heran, bis sie sich Stirn an Stirn gegenüberstanden.

»Jetzt hörst du mir zu, meine Gute!«, stieß sie gefährlich leise hervor. »Euch wurde über Generationen hinweg

ingeschärft, es abzulehnen, sich dem Kampf mit ebensolcher Hingabe und Freude zu stellen wie der Liebe. Doch ohne unsere Hilfe wären eure fünf bezaubernden Dörfer längst von den Eburonen einverleibt worden; zum Frühstück hätten sie euch verputzt. Unser Leben setzen wir für euch aufs Spiel – findest du nicht, dass uns dafür mehr Respekt zusteht?« Unnachgiebig hielt sie Taleas Zopf fest, sodass diese keinen Schritt zurückweichen konnte. »Natürlich habe ich ein Herz für Anna und Lenni!« Ihr Mund bekam einen bitteren Zug. »Eigene Kinder darf ich ja nicht haben laut euren verdammten Regeln. Für Frauen wie dich verzichte ich darauf. Offenbar hast du dieses bedauerenswerte Detail vergessen. Nicht einmal Liebesbeziehungen gesteht ihr uns zu!« Niamh richtete sich auf. »Ihr sagt, im Kampf würden wir zu Tieren«, fuhr sie ruhiger fort, »aber ich kann dir versichern: Nach der Schlacht kommen unser Mitgefühl und andere Empfindungen zurück. Denkst du wirklich, ich sei eine Gefahr für euch, hab ich dir je wehgetan?«

»Was meinst du, was du gerade tust?«, konterte Talea mit schmerzverzerrtem Gesicht.

Im Eifer des Gefechts hatte Niamh den Zopf in ihrer Hand vollkommen vergessen; verblüfft stieß sie ihn von sich, so als glühte er, und schon eilte Talea mit wehenden Röcken den Hügel hinab.

Die Kriegerin starrte ihr nach. Kraftvoll sah sie aus, wie sie so dastand, wild und mit Feuer im Blick. Der aufkommende Wind zerzauste ihr dunkles Haar und kühlte ihre glühenden Wangen. Ohne sich dessen bewusst zu sein, besaß sie ein Strahlen, eine berührende Schönheit.

Die Bewohnerinnen der Dörfer empfanden Niamh als Gefahr, als Konkurrentin, wenngleich sie nie gewagt hätten, das auszusprechen. Denn Niamh zu unterstellen, Wortbruch zu begehen und sich mit einem der Männer der

Dorfgemeinschaften einzulassen, wäre ein ungeheuerlicher Vorwurf gewesen.

»Sie hat mir nicht einmal zugehört«, murmelte Niamh. Frustriert nahm sie die Brote auf, die noch immer vor ihren Füßen verstreut auf dem Boden lagen, und wandte sich dem Feuer zu.

»Mach dir nichts daraus«, erwiderte Audra, deren Ankunft während der Auseinandersetzung unbeachtet geblieben war. »Talea ist nervös, seit sie erfahren hat, dass wir uns den Mechenen stellen müssen.«

Erstaunt sah Niamh auf – die Gerüchte trafen also zu.

»Ihr habt richtig gehört.« Audra blickte in die Runde. »Uns steht ein Kampf ins Haus. Überlasst Talea mir. Sie hat kein Recht, ihren Unmut an euch auszulassen.« Sie war sorgsam darauf bedacht, Niamh zu besänftigen. Dass Talea ausgerechnet heute damit hatte anfangen müssen, sie zu rügen! Würde sich die Kriegerin jetzt beleidigt zurückziehen, wäre Audras sorgfältig ausgeklügelter Plan geplatzt, und sie hätte sich die ganze Mühe sparen können.

»Talea wird sich bei dir entschuldigen, Niamh«, sagte sie und stieß zur Bekräftigung ihrer Worte mit dem bärenköpfigen Stab auf. »Du bist eine unserer besten Kämpferinnen, und sie weiß genau, was ihr für uns riskiert. Wir haben allen Grund, euch dankbar zu sein.«

»Bemerkenswerte Art, ihre Dankbarkeit zu zeigen«, spottete Lenovolcus. Der groß gewachsene Krieger strich sich über das unbezähmbare Haar und schenkte Niamh ein jugenhaftes Grinsen.

Seine Mitstreiterin stieß die Luft aus. »Talea konnte mich noch nie leiden. Ich weiß nicht, was sie hat.« Sie warf Lenovolcus die Brote zu, und dieser hatte seine liebe Mühe, sie aufzufangen. Langsam glättete sich die Falte zwischen Niamhs Augen.

»Es wird also zum Geplänkel mit den Mechenen kom-

men?«, fragte sie, an Audra gewandt. »Na, das wird ein Vergnügen!«

Audra atmete auf – so gefiel ihr Niamh schon besser. »Zwei Tage bleiben uns für die Vorbereitungen«, erklärte sie der Kriegerschar, die bereits auf Einzelheiten wartete. »Viel ist das nicht, doch immerhin habe ich aushandeln können, dass der Streit nicht in der Nähe unserer Dörfer stattfindet.« Sorgfältig vermied Audra Formulierungen, die auf die Urhebererschaft dieser Vereinbarungen hingewiesen hätten, und so entstand der Eindruck, dass sie den Kriegszug wie üblich einem streitlustigen Keltenstamm aus dem Umland zu verdanken hatten.

Während des Essens beruhigten sich die Gemüter.

Bevor sich Audra auf den Rückweg zu ihrer Hütte machte, bot sie an, bei Sonnenaufgang wiederzukommen und ein Schwitzbad abzuhalten, denn neben ihren Aufgaben als Stammesführerin war sie auch Priesterin – ihre eigentliche Berufung.

Die Kriegerinnen und Krieger stimmten zu. Sie waren froh, im Rahmen der Zeremonie die Göttin um ihren Segen für den bevorstehenden Kampf bitten zu können. Nach dem Frühstück würden sie dann ohne Umschweife mit dem Beladen der Wagen und Pferde beginnen.

Audra verabschiedete sich. Die übrigen Dorfbewohnerinnen schulterten den beeindruckenden Suppenkessel, ein Gewinn, den die Kriegerinnen und Krieger in einer der vorhergegangenen Schlachten erzielt hatten, und zogen ebenfalls heimwärts.

Es war recht kühl. Trotzdem freute sich Niamh darauf, die Frühlingsnacht am Feuer zu verbringen und unter dem klaren Sternenzelt zu schlafen. Behaglich hüllte sie sich in ihren warmen Umhang und machte es sich auf einem

dicken Schlaffell bequem. Die anderen waren inzwischen ins Gespräch gekommen.

»Am liebsten hätte ich mir Talea vorgenommen, statt auf Gaheris' Leute zu warten!«, brummte Raik und stocherte in der Glut, dass die Funken stieben.

»Das wäre dir schlecht bekommen, so aufgebracht, wie sie war«, scherzte Mae. »Wenn wir Talea mit der Kampfansage der Mechenen im Regen stehen lassen, würde sie einsehen, wie sehr sie uns braucht.«

»Das glaube ich nicht«, grinste Kristin, die Jüngste im Bunde. Der Schein des Feuers tanzte auf ihrem roten Haar, so als hätte sich die wilde Lockenpracht selbst in ein Flammenmeer verwandelt. »Talea würde Gaheris das Fürchten lehren, wie sie mit ihren Broten herumgefuchelt hat.«

Mae lachte.

»Ja. Niedlich«, stimmte Lenovolcus zu und schob den trockenen Halm, auf dem er herumkaute, von einem Mundwinkel in den anderen. »Aber vielleicht sind wir tatsächlich überflüssig.« Stillvergnügt lauschte Niamh seiner vertrauten Stimme. »Bei uns gibt es außer harten Wintern nicht viel zu holen. Wir hüten lediglich jahrtausendealte Traditionen. Weder besitzen wir Erzvorkommen wie die Mechenen noch Schätze wie die Eburonen, die mit ertragreichen Feldern gesegnet sind wie der nächtliche Himmel mit Sternen.« Lächelnd blickte Niamh zum glitzernden Firmament auf.

»Unsere Freiheit ist mir mehr wert«, entgegnete Mae. »Es heißt, die Verräter, die vom Alten Volk zu Catuvolcus übergelaufen sind, werden geknechtet.«

»Selbst schuld«, knurrte Lenovolcus. »Ohne das fruchtbare Land am Renos, das wir durch ihre Untreue an die Eburonen verloren haben, kämpfen wir Winter für Winter ums Überleben.«

»Bonna soll sehr schön sein«, schwärmte Kristin.

»Schade, dass Audra die Stadt für tabu erklärt hat.«

Langsam versank Niamh in ihren eigenen Gedanken.

Taleas Ablehnung machte ihr mehr aus, als sie hatte zugeben wollen. Die Worte brannten wie ein Stachel in ihrer Brust. Nicht zum ersten Mal fragte sie sich, ob sie überhaupt hierher gehörte. Allein schon von ihrem Äußeren unterschied sie sich vom nördlichen Typus, von den Menschen, deren meist blondes oder rötliches Haar in auffallendem Gegensatz zu Niamhs brauner Mähne und ihren dunklen Augen stand. *Feurig* nannte sie Lenovolcus; doch wenn er davon anfang, hörte Niamh lieber weg ...

Feurig war auch ihr Temperament. Auch heute hätte sie sich mehr beherrschen müssen, ging sie mit sich ins Gericht. Wie peinlich, dass sie Talea an den Haaren gezogen hatte!

Ein deutliches Zeichen, dass sie sich endlich abregieren musste. Niamh beruhigte sich, bald war es so weit. Sie war froh, dass es zum Kampf kommen würde. Das war genau der passende Anlass, um ihren aufgestauten Druck loszuwerden. Die Mechenen würden sich wundern!

Endlich würde sie alle Schranken fallen lassen, würde nur noch ihren Instinkten folgen und die Qual der Einsamkeit aus sich herauslassen, die seit Wochen in ihr gärte.

Niamh wurde gefürchtet, und das zu Recht. Gaheris wusste nicht, worauf er sich eingelassen hatte. Der Gedanke entlockte ihr ein grimmiges Grinsen.

Kristins helles Lachen ließ sie aufblicken; welch eine Frohnatur! Niamh wusste nie so recht, ob sie die Jüngere wegen ihres heiteren Wesens beneiden oder ihr an die Kehle gehen sollte; sie seufzte.

Soweit die Dämmerung es zuließ, sah sie sich auf dem Hollaberg um. Wie so oft wichen an diesem Platz ihre Sorgen, und sie fühlte sich von Minute zu Minute kraftvol-

ler. Über ihr wiegten sich die Äste der Kiefern im leisen Wind. Die Luft roch harzig und nach frischer Frühlingserde. Überall zwischen den Nadelbäumen kam der mit Kalksteinen durchsetzte Boden zum Vorschein. Auf der kargen Kuppe erholte sich die Vegetation nur langsam vom vergangenen Winter, doch bei ihrer Ankunft hatte Niamh im warmen Licht des Sonnenuntergangs zarte Blüten von Schlüsselblume und Kuhschelle entdeckt.

Niamh ließ sich auf das Fell zurücksinken und verschränkte die Arme hinterm Kopf. Jetzt in der Dunkelheit wurden nur die Kronen der knorrigen Kiefer über ihr vom flackernden Schein des Feuers angestrahlt. Niamh erspähte den Schatten einer kleinen Nachtjägerin, die lautlos ihren Nistbaum anflog. Die Eule landete auf einem dicken Ast und näherte sich Schritt für Schritt ihrem Nest, um ihren Partner bei der Brutpflege abzulösen.

In der Dämmerung hatte sie Jagdglück gehabt und würde nun satt und glücklich auf ihren Eiern träumen.

Allmählich glitt auch Niamh in den Schlaf.

Der Himmel über dem uralten Vulkan Mahal wurde heller. Gegenüber, auf dem Hollaberg, erhob sich, einem Wächter gleich, der weiße Menhir aus dem Nachtschwarz der Landschaft.

Das war das Zeichen für Bakktonda, die Hüterin des Feuers, die Audra bei der Schwitzeremonie unterstützen würde. Geduldig schlug sie Funken auf die Rohrkolbenwatte unter dem mit Sorgfalt aufgeschichteten Brennholzstapel. Endlich ließ sich der Zunder überreden, in Flammen aufzugehen. Eine feine Rauchfahne zog gen Norden.

Wenn das Feuer erst lichterloh brannte, würden die Scheite die in ihnen gespeicherte Sonnenglut an die Basaltsteine im Herzen des Holzstapels abgeben.

Die Kriegerinnen und Krieger, die sich zum Ritual



zusammengefunden hatten, stimmten Lieder an, um die Feuergeister zu rufen und um sich mit den Kräften des Himmels und der Erde zu verbinden.

Als der Feuerturm in sich zusammenbrach, begab sich die erste Gruppe unter ein mit Decken abgehängtes Weidengeflecht.

Die Feuerfrau balancierte glühende Gesteinsbrocken auf einer Heugabel in die Mitte der Schwitzhütte. Symbolisch heiratete so die Feuerkraft von Vater Sonne die Kraft der Mutter Erde, und ihre Kinder waren für diese Zeit in ihrem Schoss geborgen.

Niamh legte die Arme um die Knie. Noch immer war es kühl hier drinnen, und der steinige Boden zwickte in ihr nacktes Gesäß.

Nachdem die letzten Steine hereingebracht worden waren, wurden die Decken am Eingang heruntergelassen. Nur noch das sanfte, feurige Glimmen des Vulkangesteins durchbrach die Finsternis.

Stille trat ein. Gelegentlich war das Knistern der geweihten Kräuter zu hören, die Audra in die Glut streute. Nach einer Weile räusperte sie sich, rief die göttlichen Kräfte an und goss den ersten Becher mit klarem Quellwasser auf. Siedend heißer Wasserdampf stieg auf, verbreitete sich im Innern des kleinen Raumes und trug die wohltuende Hitze des Feuers in jeden Winkel. Der Wunsch, die freigebigen Ahnmütter mochten ihre Töchter und Söhne anhören, stieg mit dem Dampf empor.

Nun forderte Audra die Kriegerinnen und Krieger auf, all das an die Erde abzugeben, was in den nächsten Tagen bei ihrem Vorhaben hinderlich sein könnte, etwa belastende Gedanken und Sorgen. Nachdem das darauffolgende Sprechen, Seufzen, Rufen und Tönen wieder verstummt war, wurden die Decken am Eingang angehoben, und die Hüterin des Feuers brachte weitere rot glühende Steine

herein. Eine Zeit lang wurde das Innere der niedrigen Hütte vom geheimnisvollen Wabern und Funkeln der Glut beleuchtet, bis ein neuerlicher Aufguss dem Zauber ein Ende bereitete.

Es folgte die Zeit des Bittens und des Aufladens mit kraftspendender Energie.

Dann bat Audra im Namen der Anwesenden um den Segen der Aufanien, wie die Göttin mit den drei Gesichtern in dieser Gegend genannt wurde.

Audra bekam kaum noch Luft. Die Hitze des Dampfes erschien ihr so ungeheuerlich, dass sie fürchtete, ihre Lungen würden versengt, wenn sie weiterspräche. Im spärlichen Glimmen der Glutreste erahnte sie, dass Niamh hingegen behaglich Schultern und Arme dehnte.

Niamh liebte die Wärme und Dunkelheit. Sie fühlte sich, als wäre sie in den geborgenen Schoß der Großen Mutter zurückgekehrt. Die wärmende Glut des Feuers war wunderschön anzusehen, denn die Steine trugen oft glitzernde Funken auf ihrer Oberfläche und pulsierten wie Lava. Außerdem schätzte sie das Wasser, die reinigende und heilende Kraft des heißen Dampfes, der alles zum Fließen brachte – den Schweiß, der die Gifte auswusch, die Bilder, Gedanken, Tränen und die Liebe. Dann die Luft, die den Wasserdampf transportierte und mit ihm den Duft der auf den Steinen verbrannten Kräuter. Und schließlich die Erde, die sie alle in sich aufgenommen hatte und wieder aus sich heraus gebären würde und die so wunderbar kühlte, wenn Niamh ihre heiße Stirn auf den feuchten Boden legte.

Audra war klar, dass nicht die äußeren Umstände ihr körperliches Unbehagen erzeugten.

Hier in der Schwitzhütte meldete sich die Wahrheit. Audra war zur Kriegstreiberin geworden. Daran gab es

nichts zu deuteln, auch wenn ein anderer diesen Schritt unumgänglich machte – Kia Ye Lanur, ein einflussreicher Druiden, der Berater des eburonischen Stammesfürsten Catuvolcus, »Der Schnelle im Kampf«.

Bislang war das Alte Volk im Herzen der eburonischen Stammesgebiete geduldet worden. Doch Kia Ye Lanur war imstande, Audras bestgehütetes Geheimnis aufzudecken und für ihrer aller Niedergang zu sorgen. Sie musste den Druiden aufhalten, selbst wenn ihr Plan Niamh das Leben kosten würde.

Warum verrätst du, wen du liebst?, herrschten die Stimmen des Gewissens Audra an. Wie hätte sie da den lieblichen Tonfall der Göttin hören können, die sie einst beraten hatte?

Auf die Idee, dass es sich bei den harschen Worten ebenfalls um die der Großen Mutter handeln könnte, kam Audra nicht ...

Die Schuldgefühle wurden unerträglich. Audra hätte schreien können, doch sie riss sich zusammen. Im Namen der Anwesenden stieß sie zwischen zusammengepressten Lippen ein Dankgebet hervor, schlug die Decken zurück, die den Eingang verhängt hatten, und schlüpfte ins Freie.

Eine erfrischende Brise empfing alle, die hinaus in den jungen Tag traten, und liebte sie. Auch Niamh fühlte sich wie neugeboren. Hinter ihr verströmte das dampfende Weidengeflecht seinen heiligen Atem.

Indessen begab sich Audra ohne Umschweife zu Bakktonda, überreichte ihr Wasserschüssel und Holzkelle und wies die erstaunte Feuerhüterin an, die noch ausstehenden zwei Zeremonien zu leiten. Nicht alle Krieger und Kriegerinnen passten auf einmal in den deckenverhüllten Bauch der Großen Mutter, doch alle verlangte es nach ihrem Segen für den bevorstehenden Kampf.

Unwirsch ergriff Audra das winzige geschnitzte Pferd,

das sie an einem Lederband um den Hals trug, zog sich das Amtszeichen der Priesterin über den Kopf und hängte es Bakktonda um.

»Lenovolcus wird dir heiße Steine zutragen«, ordnete sie an.

Ohne sich noch einmal umzusehen, eilte sie den Hang hinab. Verwirrt blickte ihr die frisch ernannte Zeremonialleiterin hinterher.

Die Pferde wurden bepackt. Auf dem Ochsenwagen neben geölten Zeltplanen für die Unterkünfte sowie dem Proviant fand zuletzt auch der große Kessel für den Kriegstrank einen Platz.

Am Abend würden sie, wie Audra mit Gaheris vereinbart hatte, am Feenbach auf dem Stammesgebiet der Mechenen das Kriegslager aufschlagen.

Morgen würde der Kampf stattfinden, um ihn drehten sich die Gedanken. Selbst die Tiere schnaubten ungeduldig und scharrten mit den Hufen. Nur die Heilerinnen und Tjark, der ebenfalls heilkundige Gefährte Audras, ließen noch auf sich warten.

Niamh nutzte die Zeit und widmete sich der Schärfe ihres Schwertes. Sie hatte es bereits geölt und mit Steinmehl abgerieben. Das gehärtete Eisen glänzte in der Morgensonne, doch Niamh war noch immer nicht zufrieden.

Es war ihr wichtig, den Kampf für ihr Volk zu entscheiden, denn nachdem vor vielen Jahren mehr als zwei Drittel des Landes dem eburonischen Stammesfürsten Catuvolcus zugefallen waren, war die Lage ernst geworden. Sie wusste, dass es dem Ende gleichgekommen wäre, hätten sie auch nur eines der letzten fünf Dörfer als Tribut für einen verlorenen Kampf abtreten müssen. Gold, mit dem kelti-

sche Fürsten gelegentlich eine Kriegsschuld beglichen, besaßen sie nicht.

Wieder und wieder blickte Niamh die Klinge entlang, entdeckte neue Grate, um sie abermals abzuziehen und zu polieren. Sie beneidete die Mechenen um ihre ausgezeichneten Schwerter, deren Klingen leicht und flexibel waren und trotzdem lange scharf blieben. Sie hatte gehört, dass die Mechenen sogar Gruben mit manganhaltigem Eisenerz besaßen, welches sie mit verschiedenen anderen Erzen zu Schichtstahl verarbeiteten; nur zu gern hätte Niamh ein solches Wunderwerk ihr Eigen genannt, doch derartige Waffen konnte sich das Alte Volk nicht leisten.

Niamh fragte sich, ob ihre eigenes schlichtes Kriegsgerät mit Gaheris' hochwertigem Schwert würde mithalten können. Denn ihn sah sie vor ihrem inneren Auge, wenn sie an den Kampf dachte, mit ihm wollte sie sich messen. Sie suchte einen starken Gegner. Es würde ihr ein Vergnügen sein, ihn zu besiegen!

Niamh wunderte sich immer wieder, dass es die Stammesführer trotz des Rufes, der ihr und ihren Mitstreitern vorauseilte, überhaupt noch mit ihnen aufnehmen wollten – eine so gut ausgebildete und persönlich motivierte Kampftruppe wie die des Alten Volkes gab es im Umkreis etlicher Tagesreisen nicht.

Die Mechenen hingegen verdienten ihr Brot als Bauern oder Handwerker und konnten sich nicht tagtäglich im Umgang mit ihren wunderbaren Waffen üben. Sie überschätzen sich, dachte Niamh. Wir werden ihrem Ehrgeiz einen Dämpfer verpassen. Ich werde Gaheris' Schwert als Tribut für den Sieg heimtragen. Sie grinste.

Andererseits war Niamh zu Ohren gekommen, dass die Eburonen und somit auch deren Unterstamm, die Mechenen, inzwischen zu Wohlstand gekommen waren.

Bis in die entlegenen Höhenlagen hatte sich herumge-

sprochen, dass der Stamm der Aduatuker vor zwei Sommern von römischen Kriegern unterworfen und mit Kind und Kegel an Sklavenhändler verkauft worden war. Die Nutzung des verwaisten Landes war den Eburonen überlassen worden, deren Herrschaftsgebiet nun vom Renos sogar bis weit über die Mosa hinausreichte. Da sie auch keinen Friedenstribut mehr an die einst so mächtigen Aduatuker zu entrichten brauchten, blühte der Stamm der Eburonen, der Eibenleute, auf.

Seit daraufhin die umliegenden Stammesverbände beschlossen hatten, den Römern gemeinsam die Stirn zu bieten, war der Bedarf an Lanzen und Schwertern enorm gestiegen.

Mit dem Reichtum, den Gaheris der Verkauf seiner berühmten Waffen bescherte, hatte sich auch sein Übermut gemehrt. Wie man hörte, verfügte er inzwischen über eine eigene Kriegergilde. Außerdem legte er Wert auf ein beeindruckendes Auftreten; ob sich hinter seiner imposanten Gestalt auch ein entsprechender kriegerischer Geist verbarg, würde Niamh bald herausfinden.

Den Sieg schenken würde Gaheris ihr jedoch nicht, und darum feilte und schärfte Niamh ihre Klinge, um auch noch die letzte Scharte auszuwetzen.

Als die Heilkundigen zu den Wartenden stießen, hängte Niamh ihr Schwert in die Gürtelkette und schwang sich aufs Pferd. Froh, sich endlich bewegen zu dürfen, ließ die junge Kriegerin den Blick über die von frischem Frühlingsgrün verzauberte Landschaft schweifen.

Freudige Erwartung erfasste sie. Das Gefühl von Angst war ihr nicht unbekannt, und auch wenn Niamh es vor Talea ungern zugegeben hätte, fieberte sie dem Kampf regelrecht entgegen.

Entschlossen stemmte sie die Waden in die Flanken ihres Pferdes und sprengte ein Stück des Weges voraus, um

sich Luft zu verschaffen. Welch ein Vergnügen, mit einem kraftvollen warmen Pferdeleib unter sich die Lebensfreude und das Wohlgefühl des eigenen Körpers zu spüren!

Noch bevor am Tag darauf die Sonne über dem Berg des Lugh aufging, begannen am Feenbach die Trommeln der Mechenen zu dröhnen. Wie Donnerschläge schallte der fordernde Klang über das weite Tal. Der Puls steigerte sich und versetzte die Kämpferherzen in wilde Aufregung.

An den Kopfenden der lang gestreckten Wiese brannten bereits die Feuer unter den Kesseln beider Kontrahenten. Die Kriegerinnen und Krieger würden nüchtern sein, wenn sie den Aimilvalos, die »Gewaltige Hitze«, zu sich nahmen, den rituellen Kriegstrank.

Die Rezeptur hatte Audra von den befreundeten Ardunnerinnen übernommen. Das Wahrzeichen dieser kämpferischen Druidinnen, eine auf einem Wildschwein reitende Kriegerin, symbolisierte genau das, was der Aimilvalos bewirkte: den martialischen Kampfgeist in sich hervorrufen, sich von ihm tragen lassen und ihn lenken.

Audra nahm die heikle Aufgabe der Zubereitung des Suds persönlich in die Hand. Ein großes Fingerspitzengefühl war vonnöten, denn trotz der vehementen Wirkung musste der Geist derer, die die Mischung einnahmen, klar bleiben.

Einige der verwendeten Kräuter schärften die Sinne weit über ein normales Maß hinaus, vorausgesetzt, sie wurden in der richtigen Dosierung mit bestimmten Mineralsalzen kombiniert. Andere Zutaten wiederum dienten als Gegenmittel. So verhinderten die dem Trank zugesetzten Misteln Krämpfe, die die ebenfalls enthaltenen Samen des Bilsenkrautes auslösen konnten. Diese auch als »Saubohne« bekannte Giftpflanze machte ihrem Namen

alle Ehre, denn sie verlieh dem, der sie einnahm, die Kampfkraft eines wilden Ebers.

Audra verrichtete die Arbeit am Kessel mit höchster Konzentration.

Plötzlich näherte sich Kristin dem großen Gefäß und tat so, als wollte sie hineinsteigen, doch schon eilte Achai hinzu, einer ihrer Mitstreiter. Unter aufgebrachtem Geschrei hielt er sie zurück. In heller Aufregung zerrte er sie zu Audra, fiel vor dieser auf die Knie und beschwor sie inständig, sie möge Kristins Leben schonen.

Mit stoischer Ruhe ignorierte Audra das Treiben und hielt weiterhin den Trank in Bewegung. Die Kriegerinnen und Krieger bogen sich vor Lachen, und Achai erhob sich.

»Nichts für ungut«, grinste er, und auch auf Audras Lippen zeigte sich die Andeutung eines Lächelns. Der Witz war alt, die Posse stellte eine wahre Begebenheit nach – einst hatte ein fremder Gelehrter, der Sitten und Gebräuche seiner Gastgeber unkundig, den Vorbereitungen eines Kriegszuges beigewohnt. Bei manchen Varianten des Aimilvalos wurden dessen Wirkstoffe über die Haut aufgenommen. Zu diesem Zweck mussten die Krieger darin baden. Der Fremde hatte also beobachtet, wie ein stattlicher Recke in den Kessel geklettert war, und vermutet, der Ärmste sei dazu verdammt, Zutat eines Opfertrankes zu werden, welcher gewiss einen blutrünstigen Kriegsgott gnädig stimmen sollte. Entsetzt hatte der Reisende den Druiden angefleht, auf das vermeintliche Menschenopfer zu verzichten. Bis heute sorgte der Irrtum des mitfühlenden Gelehrten für ausgelassene Heiterkeit.

Die Sonne warf ihre Strahlen über den Feenbach, als Niamh sich einreihete, um ihren Becher mit dem befeuernden Trank füllen zu lassen.

Sie schauderte, als sie die bittersalzige Flüssigkeit ihre



Kehle hinunterstürzte. Bestimmt hat Audra Froschlaich zum Würzen des Gebräus zugegeben!, schoss es ihr durch den Kopf. Lenovolcus konnte sich das Lachen nicht verkneifen, als Niamh den Becher absetzte und angeekelt das Gesicht verzog.

»Viel Spaß beim Kampf«, wünschte er ihr und schenkte ihr einen warmherzigen Blick.

»Pass auf, dass ich *dich* nicht anfalle!«, flachste sie leise. Nach dem Genuss des enthemmenden Trankes hätte ihr niemand einen Vorwurf machen können, wenn sie ihren natürlichen Regungen gefolgt wäre und sich in Lenovolcus' Arme verirrt hätte, statt sich ihren Gegnern zu widmen ...

Sie hatten das geheimnisvolle Funkeln, das sie zueinander hinzog, nie wirklich ausgelebt. Umso wichtiger waren ihnen die zärtlichen Scherze vor dem Kampf, konnte es doch aller Zuversicht zum Trotz das letzte Mal sein, dass sie einander lebend begegneten.

Niamh lächelte Lenovolcus zum Abschied zu, holte ihr Pferd und führte es am Zügel an die vereinbarte Aufstellungslinie.

Der Kampfplatz war so gewählt, dass das Licht um diese Stunde von der Seite her einfiel, wodurch keine Partei benachteiligt war.

Niamhs Augen suchten die Reihen der Mechenen nach Gaheris ab. Um den Keltenfürsten unter seinen Leuten auszumachen, brauchte sie nur nach dem Mann mit dem auffälligsten Putz und Goldglanz Ausschau zu halten.

Sie hatte seine ansehnliche Gestalt gerade entdeckt – er stand lachend bei einem seiner Mitstreiter –, als sie fühlte, wie die Wirkung des rituellen Trankes einsetzte. Ihre Beine wurden unruhig. Das Feuer, das der Aimilvalos auslöste, stieg in ihr auf. Die Flammen liefen weiter, rannten den Rücken hinauf und hinunter und füllten ihren Bauch. In Windeseile breitete sich die züngelnde Hitze über ihre

Schultern in die Arme aus. Ihre Fingerspitzen begannen zu pulsieren.

Dann erreichte der Furor ihren Kopf. Er schärfte die Sinne; bald erkannte sie Gaheris' goldenen Halsreif so deutlich, als könnte sie ihn berühren. Jede einzelne Windung des kunstvoll geschmiedeten Schmuckstückes trat hervor. Das bunte Muster seiner Beinkleider und seines fein gearbeiteten Umhangs leuchtete in der Morgensonne, greller, als es Niamh angenehm war.

Die Trommeln beidseits der großen Wiese verstummten. Stattdessen schlugen die Krieger der Mechenen nun mit den Breitseiten der Schwerter auf ihre Schilde ein.

Gaheris drehte sich um und schaute über das Grasland. Er grinste, als er den abschätzenden Blick entdeckte, mit dem ihn eine junge Kriegerin über die weite Wiese hinweg musterte. Ihre Augen trafen sich, grimmig und fasziniert zugleich.

Er erkannte Niamh an der dunklen Haar- und Augenfarbe; von ihr und ihrem waghalsigen Heldenmut hatten die Barden gesungen, allerdings fragte er sich, was an diesem zarten Hühnchen so gefährlich sein sollte. Es würde ihm ein Vergnügen sein, das herauszufinden.

Als seinen eigentlichen Gegner betrachtete Gaheris jedoch Lenovolcus, von dessen Meisterleistungen mit dem Schwert er gehört hatte. Doch Lenovolcus und seine beiden Kampfgefährten lieferten sich bereits mit dem linken Flügel der Mechenen Wortgefechte, die ein ebenso hitziges Kräftemessen versprachen. Allerlei Schmähungen flogen hin und her. Auf beiden Seiten Gespött auf Kosten der anderen.

Niamh ließ den Blick ebenfalls über die gegnerischen Kämpfer schweifen, nur vereinzelt fand sich eine Kriegerin unter ihnen. Schließlich trafen ihre Augen wieder auf Gaheris.

Ja, er war und blieb ihre erste Wahl.

Sie schwang sich aufs Pferd; sie fühlte sich kraftvoll und leicht – so sollte es sein!

Die Hitze wurde stärker. Schon kochte die Wut in ihrer Brust. Grollende Laute schwangen in ihrer Kehle mit, wenn sie die tiefen Atemzüge nahm, die der Trank auslöste.

Sie hörte jetzt jedes noch so kleine Geräusch. Das Rascheln einer Maus im Laub drüben am Waldesrand. Das Nach-Luft-Schnappen einer Forelle im Bach. Den Flügel-schlag einer jagenden Libelle hinter den Reihen der Feinde.

Niamh spürte, wie ihre Instinkte überhandnahmen, gab sich ihnen jedoch noch nicht hin.

Ohne den Kopf zu drehen, wusste sie, dass inzwischen all ihre Mitstreiter an der Aufstellungslinie angekommen waren.

Die Hitze wurde unerträglich. Niamh wollte nicht länger warten. Es war nicht ihr Kopf, der sie jetzt noch zurückhielt. Ihr Körper wusste, dass es noch nicht so weit war. Trotz all des schmerzhaften Brennens, das in ihrem Magen wütete, und des aufwallenden, bedrängenden Gefühls, das ihren Brustraum bis zum Platzen füllte, hielt sie noch inne.

Niamh prüfte, ob ihr Schwert sicher in der Gürtelkette eingehängt war. Lanze und Wurfscleuder hatte sie zurückgelassen, denn sie suchte den Nahkampf.

Ihr Reittier tänzelte nervös; es spürte die knisternde Spannung, die kurz davor war, sich zu entladen. Auch andere Pferde schnaubten und wieherten und traten von einem Huf auf den anderen.

Dann war das Feuer vollends erwacht. Alle waren heiß. Glühend heiß. Nicht mehr auszuhalten, die brennenden Kleider am Leib zu spüren, die einengten und zuschnürten. Sie mussten fort. Niamh, Lenovolcus und alle anderen rissen sie sich vom Leib. Hemden und Umhänge flogen

davon. Auf beiden Seiten würden viele der Krieger und Kriegerinnen mit entblößtem Oberkörper kämpfen, wenn sie nicht gänzlich unbekleidet in den Kampf zogen.

Manche trugen Helme, andere eiserne Kettenhemden; Niamh zog es vor, nicht einmal einen Schild mit sich zu führen. Beide Seiten verwandelten sich in wilde, wüste Haufen; eine geordnete Strategie gab es nicht.

Feuer und Sturm. Darauf beruhte die keltische Kampfweise, nur in Ausnahmen kamen Taktik und Kalkül zum Tragen; auch die Krieger und Kriegerinnen des Alten Volkes kämpften auf diese Weise.

Menschen und Tiere wurden lauter, und sie drängten nach vorn.

Die Mechenen bliesen die Carnyces, die hohen, eberköpfigen Kriegstrompeten. In schräger Disharmonie trieben die nervenzerreißenden Töne über die Wiese herüber.

Der Kampf war nicht mehr aufzuhalten.

Von beiden Seiten raste die Reiterei brüllend und tosend aufeinander zu. Staub und Erde wirbelten auf und behinderten die Sicht der zu Fuß folgenden Krieger.

Auf der dem Bach zugewandten Seite der Wiese stürmten Lenovolcus und seine beiden Begleiter in wildem Galopp vor. Kraftvoll hallten ihre Schreie den Gegnern entgegen. Sie trafen in vollem Schwung auf eine kleine Gruppe berittener Mechenen, die sie bereits erwarteten. Schwerter blitzten in der Morgensonne auf. Mit aller Wucht warf sich Lenovolcus seinen Widersachern entgegen. Dumpf tönten die Hiebe der Waffen auf die schützenden Schilde. Lenovolcus' Schwert zerschlug den Schild eines fremden Kriegers, und seine Lanze durchbohrte die Brust des anderen fast noch im selben Augenblick. Der Getroffene fiel von ihm ab. Hinter sich hörte Lenovolcus ein Schwert durch die Luft kreischen. Er wandte sich um

und parierte den Hieb in Höhe seines Kopfes. Erneut holte er aus. Seine Augen begegneten denen des Gegners. Er sah die Augen sich weiten, als sich das Schwert näherte, sah Entsetzen darin aufkommen, als die Klinge durch die weiche Kehle des Mannes glitt, und wie sie brachen, als der Sterbende ihm entgegenstürzte.

Lenovolcus lenkte sein Pferd einen Schritt beiseite, als neben ihm Achai aufschrie und dann blutüberströmt ins Gras sank. Der Todgeweihte krümmte sich und brüllte trotz der Wirkung des Trankes seinen Schmerz hinaus. Ein Hieb hatte seinen Leib halb durchtrennt. Mit wundem Herzen sandte Lenovolcus dem Geliebten einen stummen Abschiedsgruss: Gute Reise, mein Freund!

Für mehr blieb dem Krieger keine Zeit, schon krachte ein weiterer Hieb auf sein instinktiv hochgerissenes Schwert. Funken stoben. Der Knall zerriss Lenovolcus fast das Trommelfell.

Aus seiner Wehmut heraus drehte er sich mit Schwung seinem neuen Widersacher zu. Jetzt brandete Wut aus Lenovolcus' Brust, er schmetterte sie dem Unbekannten entgegen, hieb mit einer ganzen Serie von Schlägen auf den Gegner ein, mal von links, mal von rechts. In hohem Bogen flog der Schild des Mechenen davon, dieser hob zum Schutz sein Schwert, doch mit Lenovolcus' nächstem Armschwung fiel es mitsamt der Hand, die es hielt, zu Boden.

Weiter.

Noch eine Reihe von Hieben, und der Torso des nächsten Mechenen kippte ohne Kopf und Arme der Erde entgegen.

Lenovolcus' Pferd strauchelte. Instinktiv gab der Krieger das scheuende Tier frei und sprang in vollem Galopp ab.

Er brannte. Er war der Zorn, der Blitz, das verheerende

Feuer. Er wütete über das Feld. Raik, sein Mitstreiter, hatte Mühe, ihm zu folgen.

Die letzten Kampfszenen hatten sich unmittelbar vor den als Fußvolk kämpfenden Mechenen abgespielt. Aus ihren Mündern brach ein Orkan empörter Schreie hervor. Mit wutverzerrten Gesichtern riss die ganze Schar ihre Schwerter und Lanzen hoch und stürzte herbei.

Lenovolcus zielte auf ihre vor Kampfeslust sprühenden Augen und stürmte ihnen in vollem Lauf entgegen. Er brüllte selbst und sprang, sein Schwert um sich wirbelnd, mitten in die Gruppe der Gegner hinein. Für den Bruchteil einer Sekunde wichen die Männer zurück, um sofort mit ihren Lanzen nach Lenovolcus zu stoßen. Krachend brachen die Stangen unter den Hieben seines Schwertes und zersplitterten in tausend Späne.

Unwirsch warfen die Mechenen die nutzlosen Reste der Lanzen fort und bildeten mit grimmigen Mienen, die scharfen Klingen ihrer Schwerter schwingend, einen Kreis um Lenovolcus und Raik. Rücken an Rücken kämpften die beiden jetzt gegen die Übermacht.

Der Ring ihrer Gegner zog sich zu, bis am Ende nur noch blitzende Klingen über einer Wand aus Kriegern zu sehen waren.

Auf der dem Berg zugewandten Seite des Feldes bildeten die Kriegerinnen und Krieger des Alten Volkes ebenfalls kleine Kampfgruppen.

Mit erhobenen Schwertern stellten sich zwei Kampfgefährtinnen den Mechenen entgegen. Blitzschnell stürzten sie vor und drängten ihre Gegner zurück, ließen einen Hieb nach dem anderen auf die hölzernen Schutzschilde niederdonnern, parierten die Schläge der hinter den geborstenen Schilden hervorfliegenden Schwerter, wichen

zurück, um wiederum mit ihren Waffen vorzuschnellen und weiteren Boden gutzumachen.

Die schrillen Schreie der Kämpfenden und ihrer Klängen gelten bis zu Niamh herüber.

Auch ihr Blut kochte, und sie zog ihr Schwert. Das innere Feuer wurde übermächtig, wollte sie zerreißen. Die Flammen wollten sich einen Weg nach außen bahnen, längst hatten sie alle Bedenken, alle Ängste verbrannt. Niamh wollte nur noch kämpfen. Sie brüllte es heraus, sie schrie, dass ihr Pferd kaum noch zu bändigen war. Niamh warf ihren Umhang ab und war endlich gänzlich nackt. Auf zu Gaheris!

...

*Mehr unter [forever.ullstein.de](http://forever.ullstein.de)*